

Leseprobe aus:

**Pauls Toutonghi**

**Die Geschichte von Yuri Balodis und  
seinem Vater, der eigentlich Country-Star  
war**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Mein Dad ist wieder mal betrunken und singt.

Schon in einem früheren Leben hatte mein Dad davon geträumt, Countrysänger zu werden. Dabei schien der Umstand, dass er in einem Vorort der lettischen Hauptstadt Riga in einem Neubaublock lebte, für ihn keine Rolle zu spielen.

In seinen Träumen vom Westernleben trug mein Dad strassbesetzte Sporen und einen schwarzen Stetson. Er würde sich im Umland von Nashville, Tennessee, niederlassen. Er würde sich einen Bluetick-Jagdhund anschaffen, vielleicht sogar zwei, und bei Sonnenuntergang, wenn das Licht gerade richtig wäre, würde er Bourbon trinken und den Untergang der traditionellen amerikanischen Musik betrauern. Er (Rudolfs Balodis, The Lonely Latvian) und seine Band (The Tragic Trio) würden einen Grammy nach dem anderen abräumen. Er würde dann nicht länger in Milwaukee, Wisconsin, leben.

Er hat das so natürlich nie gesagt. Aber ich konnte es mir denken. Er trank damals Bourbon – ausschließlich Kentucky Bourbon der Marke Heaven Hill – und sang die Klassiker. Sie flossen aus ihm heraus wie der Alkohol in ihn hinein, verkleidet in einen undurchdringlichen sowjetischen Akzent: Hank Williams, Jimmie Rodgers, Bob Wills und die Texas Playboys, Moon Mullican und die Texas Wanderers. Außerdem, wie hätte es anders sein können, jodelte Dad auch noch. Nie werde ich den Anblick seiner fleischigen, feuchten, an den Rändern bis zum Rasurbrand gründlich rasierten, gespitzen Lippen vergessen, wie sie sich mit dem fremden Vokabular abmühen.





**ERSTER TEIL**



Mittwoch, 16. August 1989

Milwaukee ist nicht berühmt. Glauben Sie der Joseph Schlitz Brewing Company, die seit 1871 behauptet, Schlitz sei «das Bier, das Milwaukee berühmt gemacht hat», kein Wort. Es handelt sich hier unbestreitbar um eine Lüge. Als ein in der Innenstadt von Milwaukee ansässiger Teenager – als Einwohner des Postleitzahlenbezirks 53202 – war ich genauso anonym wie jeder andere Amerikaner auch. Keinerlei Ruhm, der sich wundersamerweise durch die verrosteten Wasserrohre in meine Stadt ergossen hätte. Keinerlei Ruhm in den mit Brettern vernagelten Wohnhäusern und den Betonlagerhallen meines Viertels.

Schlitz hin, Schlitz her – meine Familie lebte in einem viergeschossigen Haus an der Grenze zu einer Neubausiedlung mit Sozialwohnungen. Wir bewohnten einen Teil des Obergeschosses. Direkt über unserem Briefkasten hatte meine Mom mit Tesafilm ein mit fröhlich roter Tinte beschriebenes Schild befestigt:

**DIE FAMILIE BALODIS HEISST SIE  
HERZLICH WILLKOMMEN!**

Besuchen Sie unser Heim im Apartment Nummer 7!

Grüße!

Balodis bedeutet auf Lettisch «Taube». Wir waren ein kleiner Schwarm sowjetischer Einwanderertauben, nur wir drei, inmitten des urbanen Zerfalls hockten wir eng aneinandergedrängt in unserem Schlag.

Ja, die Wohnung war ärmlich. Aber ärmlich auf eine hoffnungsvolle Art, ärmlich mit Herz. Wenn ich fünfzehn Jahre später an unsere Wohnung zurückdenke, muss ich zugeben, dass sie einen gewissen Billigcharme verströmte. Überall waren Poster an die Wände geheftet oder vielmehr DIN-A4-große Anzeigen, die meine Mom in der Bibliothek vorsichtig aus Zeitschriften herausgetrennt hatte. Es handelte sich um Werbung verschiedenster Art: für Coca-Cola, Wrangler Jeans, den neuen Toyota Camry. Hauptsache, sie war leuchtend bunt und vermittelte das Gefühl von Kaufkraft. Mom heftete sie unter Plastikfolie fest, und abends reflektierten die schimmernden Plastikoberflächen das Licht. «Das, mein Liebling», pflegte sie zu sagen, «ist die allerschönste Anzeigentafel, findest du nicht?»

An der breiten Wohnzimmerwand hing ein riesiger *vainags*, ein gelber, hauptsächlich aus Stroh und getrockneten Blumen zusammengesteckter Kranz. Angeblich brachte es Glück, über den Kranz zu streichen, deswegen zog sich ständig eine Spur aus heruntergerieseltem Stroh über den Boden. Dazu der immer offene Salztiegel auf dem Esstisch – Salz sollte unserem Heim Geschmack und Fruchtbarkeit bescheren –, ich fühlte mich manchmal wie ein Tier auf dem Bauernhof.

Es gab fünf Räume bei uns: Küche, Bad, zwei Schlafzimmer und ein Wohnzimmer. Wir nahmen unsere Mahlzeiten an einem Tisch in der Küche ein, nur wir drei, eine ziemlich einsame Veranstaltung. Für meinen Dad aber war es der reinste Luxus. «Yuri», sagte er einmal zu mir, «für eine vergleichbare Wohnung in Riga müsste man mindestens vier Nachbarn beim KGB verraten.» Er liebte den dicken, olivgrünen Florteppich. Barfuß – so war er zu Hause am liebsten. Er hatte riesige, behaarte Füße, die leicht nach Verwesung rie-

chen konnten. Gern schob er diese Füße über den Teppich, um seine verwesende Haut mit den weichen Kunstfasern zu verwöhnen.

Letztendlich aber landete mein Dad immer auf dem Balkon, wo er sich dann betrank. Ich bin fest davon überzeugt, dass er, wäre das Wetter nur ein bisschen kooperativer gewesen, auf dem Balkon sogar geschlafen hätte, eingewickelt in seinen Nylonschlafsack, den Blick zum Sternenhimmel gerichtet. An manchen Sommerabenden, wenn meine Eltern sich nicht gerade stritten, standen sie unangenehm dicht beieinander auf dem Balkon und tranken Wein. In solchen Fällen sah ich mich gezwungen, in mein Zimmer zu flüchten, mich aus Scham für ihre Gefühle unter der Bettdecke zu verkriechen und zu versuchen, im Licht der Taschenlampe zu lesen.

Wie mein Dad mir oft erklärt hatte, waren die ersten Letten im Jahr 1903 nach Wisconsin gekommen. Die Wisconsin Valley Land Company hatte sie auf die Ackerflächen westlich von Milwaukee gelockt. Sie kamen zusammen mit den Kroaten und den Litauern, den Bulgaren und den Slowaken, den Armeniern und den Finnen, den Polen, Ukrainern und Montenegrinern. Als Teil einer osteuropäischen Völkerwanderung – eines beständigen Stroms von Einwanderern aus den Gebieten östlich der Donau – wurden die Letten zu Fabrikarbeitern, Farmern und grundsoliden Mittelstandsbürgern des Mittleren Westens. Sie gründeten eine eigene lettisch-lutherische Kirche, ziemlich weit draußen in Wauwasota, einem kleinen Vorort etwa dreißig Kilometer westlich vom Stadtzentrum. Sie eröffneten Delikatessengeschäfte und gaben eine lettische Zeitung heraus.

Aber bis 1989 hatten die meisten der Geschäfte dichtge-

macht. Die Zeitung war schon 1971 eingestellt worden. Die wenigen älteren Kirchgänger, die sich jeden Sonntag versammelten und mit zittrigen Stimmen durch «Ein feste Burg ist unser Gott» quälten, wurden jährlich gebrechlicher. Und als Innenstadt-Letten wohnten wir sowieso zu weit weg. Mein Dad ging lieber in die katholische Kirche, nur zwei Blocks von unserer Wohnung entfernt. «Da haben sie die besseren Oblaten», erklärte er mir. «Die schmecken nach Brot und nicht bloß nach Pappe und Leid.» Wenn wir tatsächlich einmal zur Messe gingen – an den höchsten der hohen Feiertage –, marschierten wir geschlossen zur St. Philippe's hinüber. Majestätisch erhoben sich die Türme der Kathedrale über dem Lake Michigan; sie zollten der viktorianischen Gotik in all ihrer fratzenüberladenen Pracht architektonischen Tribut.

Wegen des Mangels an lettischen Händlern im Zentrum Milwaukees kaufte meine Mom notgedrungen in den polnischen Läden auf der South Kinnickinnic Avenue ein. Im Laufe der Jahre hatte sie ein paar polnische Redewendungen aufgeschnappt, und so feilschte sie mit den Verkäufern und forderte in einem herablassenden, aber begrenzten Polnisch Preisnachlass. Wenn ich schulfrei hatte, begleitete ich sie. An diesem bestimmten Mittwoch überquerten wir den Milwaukee River zweimal und liefen sowohl über die Zugbrücke an der Wisconsin Avenue als auch über die Stahlträgerbrücke, die dahinter lag. Als wir bei Zigoriski's ankamen, ihr Favorit unter den kleinen Läden, taten mir die Füße schrecklich weh. Aber sie war nun einmal meine Mom, und sie brauchte einen gewissen Vorrat an osteuropäischen Lebensmitteln.

Zigoriski's war ein polnisches Delikatessengeschäft ersten Ranges. Von der Decke baumelten Würstchenketten. Das

Kühlregal war mit eingelegten Produkten vollgestopft – Eier, Gurken, Pilze, es gab sogar ein großes Glas mit einem Schweinehirn, das in dillgetrübter Lake vor sich hin dümpelte. Niemand kaufte das Schweinehirn. Ich hielt es für Dekoration. Meine Mom war auf der Suche nach frischem Hering. Sie wollte keinen Hering aus der Dose – den bekam man, wie sie mir erklärte, in jedem Supermarkt. «Wir werden ein gutes Mahl essen, nach dem ich mich kürzlich gesehnt habe.»

Als meine Mom den Mann hinter dem Tresen nach Hering fragte, runzelte er die Stirn und antwortete, Hering sei aus. Nächste Woche käme vielleicht eine neue Lieferung herein, erklärte er und verschränkte die kräftigen Arme vor der Brust. Er trug eine weiße Schürze und eine kleine, dreieckige Mütze. Die Schürze war bedeckt von riesigen Blutflecken. Mir fiel auf, dass dem Mann seine graumelierten Koteletten bis an den Kiefer reichten.

«Du Lump», sagte meine Mutter, «lüge mich nicht an.»

Wäre ich weniger erfahren gewesen, was das Einkaufen mit meiner Mom anging, wäre ich an diesem Punkt bestimmt nervös geworden. Und tatsächlich schnappte eine Frau in der Nähe des Backwarenregals hörbar nach Luft und ließ eine Torte fallen. Die Torte zerplatzte und verspritzte ihren Zuckerguss in einem weißen, weiten Bogen. Ein Angestellter von Zigorski's kam mit einem Mopp in der Hand aus den Hinterräumen des Ladens gehuscht.

«Beschimpfen Sie mich bitte nicht», sagte der Verkäufer. Dann, etwas lauter: «Kann ich sonst noch irgendwem helfen?» Obwohl sich einige Kunden im Laden aufhielten, wollte wohl keiner von ihnen in die Auseinandersetzung hineingezogen werden. Meine Mutter blieb resolut stehen.

«Ich weiß, dass du welchen hast, du Lump», wiederholte sie. Dann schickte sie ein paar Sätze auf Polnisch hinterher.

Sie klangen kehlig und boshaft, und aus dem Gesichtsausdruck des Mannes schloss ich, dass sie nicht besonders höflich sein konnten. Er schüttelte den Kopf und verschwand wortlos nach hinten.

So gingen wir seinerzeit einkaufen. Meine Mom erinnerte sich an das im sowjetischen Lettland Gelernte und wendete es auf dem amerikanischen Lebensmittelmarkt an. Als der Verkäufer verschwunden war, tätschelte sie zärtlich meinen Arm. «Keine Sorge, Yuri», sagte sie, «der kommt jeden Moment mit unserem Hering zurück.»

Im Zigorski's gab es außerdem ein breitgefächertes Olivenangebot. Die Oliven standen in offenen Fässern neben der Tür, grün, braun und schwarz. Ich mochte es, neben den Oliven zu stehen und tief einzuatmen. Ich sog den Essigduft in meine Lunge und zuckte zusammen, wenn mich der leichte Schwindel überkam. Ich betrachtete die Wände. Jeder verfügbare Platz hier war mit Waren gefüllt – mit abgepackten Kräckern und Keksen und mit Streifen getrockneten Fleisches, die lose verkauft wurden. Das Geschäft hatte Produkte aus verschiedenen osteuropäischen Ländern im Angebot. Unter der Decke hing eine Reihe von Flaggen, Flaggen, die ich als bulgarisch, albanisch, polnisch und jugoslawisch identifizierte.

Jetzt kam der Verkäufer zurück. In der Hand hielt er ein säuberlich in Zeitungspapier eingeschlagenes Päckchen.

«Bitte sehr, Mrs. Balodis», sagte er. Alle Feindseligkeit war aus seiner Stimme verschwunden. «Haben wir erst heute Morgen bekommen. Wir hatten sie noch nicht in den Kühltresen umgepackt.» Er lächelte. Wahrscheinlich war diese Transaktion nur eine von vielen ähnlichen, die er im Lauf eines Tages über sich ergehen lassen musste. Vor meinem geistigen Auge marschierte eine Armee von osteuropäi-

schen Müttern im mittleren Alter auf; alle wurden sie auf gemütliche Weise ausfallend und verlangten nach Produkten, die nicht im vorderen Teil des Geschäfts auslagen.

An jenem Abend aßen wir Hering in Senfsauce, ein besonderes Lieblingsgericht meiner Mom. Mein Dad nahm ein Stück trockenes Roggenbrot, um die Senfsauce aufzuwischen. Danach leckte er sich jeden Finger einzeln ab – genüsslich, sehr genüsslich – und trug seinen Teller in die Küche. Er schenkte sich zwei Finger breit Bourbon ein.

«Es hält die Verdauung in Gange», sagte er in leicht grimmigem Tonfall, dann ging er auf den Balkon. Mein Dad war nachts als Teilzeit-Hausmeister bei Jack Baldwin Chevrolet angestellt, einer Autohandlung auf Milwaukees Automeile. Er bereitete sich mit einem Schuss Bourbon auf die Arbeit vor; am liebsten arbeitete er mit einem leichten, aber durchgängigen Schwips. Noch morgens gegen sieben, wenn er nach Hause kam, dünstete er Alkohol aus.

In den Teilen von Milwaukee, wo der Wind vom See herüberbläst und keine Papiermühlen die Luft verpesten, können die Sommernächte lau und angenehm sein. Wir lebten knapp zwei Kilometer vom County Stadium entfernt, dem alten Baseballstadion der Milwaukee Brewers. Manchmal konnte man die Menge auf der Tribüne johlen hören, wenn die Brewers einen Strike erzielten oder einen Punkt machten. Der Lärm flutete uns körperlos entgegen, und das Geschrei von tausend Menschen war abgeebbt auf die Lautstärke einer einzigen Vogelstimme.

Ich ging in mein Zimmer und kramte meine zerfledderte Ausgabe von «Schuld und Sühne» heraus. Ich las das Buch zum ersten Mal und war von seiner dramatischen Sprache ganz erschlagen. Ich nahm es mit ins Wohnzimmer und setzte mich vor dem Fernseher auf den Teppich. Ich fing

an zu lesen. Im Fernseher lief Glücksrad. Ich versuchte, den Lärm zu ignorieren, und konzentrierte mich stattdessen auf mein Buch und die Geräusche, die meine Mom beim Geschirrspülen machte. Ich las nur auf ihren Wunsch hin vor dem Fernseher. Meine Bücher erregten ihr Misstrauen, woraus sie keinen Hehl machte. Nach Ansicht meiner Mutter führte das Alleinsein zu Unabhängigkeit, und im sowjetischen Lettland der sechziger Jahre handelte man sich mit Unabhängigkeit nichts als Ärger ein. In der Kultur, in der sie aufgewachsen war, hatte man großen Wert auf die Gemeinschaft gelegt, zumindest wollte sie mich das glauben machen. Sie war nicht dazu erzogen worden, den Wert der Privatsphäre hoch zu veranschlagen.

«Yuri», sagte sie, «warum musst du immer lesen, lesen, lesen? Immer so still, in deinem Zimmer vergraben. Warum nicht herauskommen und uns Gesellschaft leisten, wenn wir in der Küche Sachen machen oder den Fernseher beobachten?»

Wenn ich mal wieder besonders leise war, zeigte meine Mom mir ein Foto, das sie ansonsten hütete wie einen Schatz – eine Schwarzweißfotografie von der weitläufigen Wohnanlage vor den Toren Rigas, in der sie aufgewachsen war. Die Wohnblocks, fünfzehn Stockwerke hoch und offenbar von einem debilen Baugott aus dem baumlosen Boden gestampft, erstreckten sich bis zum Horizont. Das war George Orwell trifft auf Walter Gropius trifft auf Spannbeton, und es jagte mir jedes Mal einen Schreck ein.

«Hier drinnen lebten viertausend Menschen», sagte Mom dann immer. «Die Wände waren so dünn wie Mehl.» Das war einer ihrer Lieblingsausdrücke, «dünn wie Mehl», und ich bin bis heute überzeugt, dass diese Wortschöpfung allein auf sie zurückgeht. «Jeder war ganz leise, immerzu»,

fuhr sie fort, «denn wenn man etwas sagte oder überhaupt irgendwelche Geräusche machte, schrieb sich das irgendeiner auf und rief die Geheimpolizei, und dann verschwand man. Sei also froh, dass du hier bei mir lesen und mit dem vielen schönen elektrischen Strom zusammen sein kannst.»

Ich sollte frei leben und mit der Möglichkeit, alles sagen zu können, was ich sagen wollte – ganz frei, in unserem Wohnzimmer, so laut ich wollte, sogar bei geöffnetem Fenster, laufendem Fernseher und, falls mir danach war, bei laufendem Plattenspieler. Aus mir sollte ein typischer amerikanischer Teenager werden, der sich keine Gedanken um Nationalität, Sprache oder ähnlich komplizierte Dinge machen musste. Ich sollte mir keine Gedanken um das Lettische machen, sondern einfach nur Fernsehserien und Spielfilme genießen. Manchmal konfrontierte ich meine Mutter mit dem Thema:

«Mom», fragte ich dann, «warum kann ich nicht Lettisch lernen?»

«Lettisch?», fragte meine Mom zurück. «Aber Yuri, du bist Amerikaner, oder etwa nicht?»

«Na ja, schon», sagte ich. «Ich bin Amerikaner, aber ...»

«Da hast du deine Antwort. Amerikaner sprechen amerikanische Sprache, die Englisch heißt. Siehst du viele Amerikaner durch die Gegend laufen und Lettisch sprechen? Sei nicht albern.»

Ich war ein einsamer Junge, aber die Stadt tröstete mich über die Einsamkeit hinweg. Wir lebten in Milwaukees drittem Bezirk. 1989 war der dritte Bezirk nicht das, was er heute ist – aggressiv zurückerobertes städtischer Wohnraum, Heimat einer Menge von schicken Einrichtungsgeschäften und Gourmet-Coffeeshops. 1989 war der dritte Bezirk genau so, wie